

Sebastian ist ein sensationeller Streichler, beruhigend und aufregend zugleich – findet Anna, seine Freundin. Trotzdem war es eigentlich nur eine Urlaubsalberei, als sie ihm vorschlug, das Streicheln zu professionalisieren. Natürlich (Regel 1) niemals unterhalb der Gürtellinie! Aber in dieser kalten Welt scheint es tatsächlich eine kommerziell verwertbare Sehnsucht nach Zärtlichkeiten auch oberhalb des Nabels zu geben. Sebastians Streichelinstitut hat ungeahnten Erfolg, auch wenn er sich eingestehen muss, dass Zielgruppe und Wunschgruppe nicht identisch sind und sich ungeahnte Probleme auftun. – Eine Geschichte, die unserer Zeit den Puls misst.

CLEMENS BERGER, geboren 1979 in Güssing, aufgewachsen in Oberwart, studierte Philosophie in Wien, wo er als freier Schriftsteller und Dramatiker lebt. Berger hat mehrere Romane («Paul Beers Beweis«, 2005, »Die Wettesser«, 2007) und Erzählbände («Der gehängte Mönch«, 2003, »Und hieb ihm das rechte Ohr ab«, 2009) veröffentlicht, zuletzt erschien die Novelle »Ein Versprechen von Gegenwart« im Luchterhand Literaturverlag.

CLEMENS BERGER

**DAS
STREICHEL-
INSTITUT**

Roman

btb

Mein Dank gilt dem Deutschen Literaturfonds e.V.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Schleipen Werkdruck* liefert Cordier, Deutschland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe März 2015

Copyright der Originalausgabe

© Wallstein Verlag, Göttingen 2010

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © plainpicture / ponton

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

SK · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74849-5

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

www.twitter.com/btbverlag

... denn die Menschen sind immer noch
besser als ihre Kultur ...

Theodor W. Adorno

1 Die Blaue Lagune

Meine Zielgruppe war die desillusionierte Mittelschicht, das traurige, kulturell deklassierte Bürgertum, das ich Lumpenbourgeoisie nannte. Ich hätte keinen besseren Ort für mein Institut finden können als die Mondscheingasse in Wien-Neubau – nicht nur ihres Namens wegen.

Neubau, das war der Spielplatz der alternativen Bürgerkinder, welche die Grünen zur stärksten Partei im Bezirk gemacht hatten, eine Oase der Toleranz und Aufgeklärtheit. Es war haarsträubend, an solch einem Ort beschäftigt zu sein. Ich gab es bald auf, mit meinem Auto einen Parkplatz finden zu wollen, nach zwei, drei Wochen stundenlangen Fahrens im Kreis kapitulierte ich vor der radfahrerfreundlichen Politik und zwängte mich in überfüllte U-Bahnen, Tramways und Busse, wenn ich mir nicht zähneknirschend ein Gratis-Eingangrad mit ungepolstertem Sattel auslieh. Abgesehen von den ohnehin spärlichen Parkplätzen gab es so viele Behindertenparkplätze, dass ich kaum glauben mochte, es gebe so viele Behinderte in einem einzigen Bezirk. Ich fragte mich und Anna, die solche Scherze nicht sonderlich lustig fand, ob ich nicht auch einen Behindertenparkplatz beantragen sollte – wegen meiner Behinderung, mich nicht ins soziale Gefüge einpassen zu können. Mich tröstete die Vorstellung, dass es die guten Menschen in Magistrat und Bezirksrat nicht übers Herz brächten, den Antrag eines Menschen mit speziellen Bedürfnissen abzulehnen.

Die Mondscheingasse zweigt von der Neubaugasse ab, und diese *Straße der Spezialisten*, die ich *Straße der Scharlatane* nannte, konnte man nicht ohne Nasezuhalten

entlanggehen. Überall roch es nach Räucherstäbchen, vor den Geschäften hingen bunte indische Kleider, wenn der Wind auch nur leicht wehte, bimmelten Glockenspiele; das Wasser, das in Auslagen über heilende Steine plätscherte, meinte man noch hundert Meter weiter zu hören. Hier gab es Sinnangebote und Lebensgefühle, Rebellion, Anderssein und Ganzheitsstimmung in Hülle und Fülle. Die Hüllen konnte man ebenerdig erstehen, für die Kopffüllungen musste man Stiegenhäuser und Aufzüge bemühen. Allein die Schilder neben den Hauseingängen! Von Yoga und seinen siebenhundertdreiundzwanzig Unterarten über Trommelkurse, Urschreithherapie, Kineseologie, Karten- und Tarotlegen, von Wahrsagern über Wünschelrutengeher, vom Rebirthing zum Schamanen war alles zu finden, was Halt unter unhaltbaren Zuständen geben sollte. Wie praktisch war dagegen meine bürgerliche Josefstadt, die ebenfalls kurz vorm Ergrünen war! Was konnte nützlicher sein als ein Institut zur Bekämpfung der Rechenschwäche auf der Lerchenfelder Straße?

In den Tagen, als ich mich mit meiner Institutsidee herumschlug, ging ich anders durch die Neubaugasse, die Gasse mit dem großen roten Herzen, das auf ein über ihren Eingang gespanntes Banner gedruckt war, beschwingter, belustigter, ja, geschäftstüchtig. Während Anna Seminare über Marx, Foucault oder Agamben hielt und von Studenten bewundert wurde, die ihr aus Tugendhaftigkeit nicht auf den Hintern zu sehen wagten, freute ich mich über die junge Frau, die mit einem seligen Lächeln und durchaus stäbchengeräuchert aus einem Geschäft trat. Ich freute mich über die, die mit großen Augen vor einer Auslage stand und im Kopf den Inhalt ihrer gestrickten Geldbörse überschlug. Ich freute mich über die, die die östliche Weisheit in sich aufsaugen wollten, über die, deren verächtlichstes Wort *Schulmedizin* lautete, über die, die Unbekannte zuerst nach Sternzeichen und Aszendenten befragten. Ich fand seltsamen Gefallen an denen, die frohlockten,

die Mutter dessen, in den sie sich verliebt hätten, sei auch eine Indianerin. Zwar wusste ich nicht, was eine Indianerin in diesen Systemen bedeutete, doch ich beschloss, dazuzulernen, Augen und Ohren offenzuhalten, mich dem Übersinnlichen und Feinstofflichen aufzuschließen und nur noch in Lokale zu gehen, in denen man auf dem Boden sitzen konnte, um zu demonstrieren, was man von der steifen westlichen Lebensart hielt. Einmal blieb ich vor der Auslage der größten Buchhandlung stehen, in der über bunten Büchern ein Spiegel in Form einer riesigen goldenen Sonne hing. Ich trat so nah an die Auslage, dass mein Gesicht die Mitte der Sonne darstellte. Mein Antlitz strahlte, meine Kraftquelle schien Feuerzungen auszusenden, mein inneres Licht war entzündet. Ich freute mich über mein Zielpublikum. Allerdings würde ich ihm keine spirituellen Zugeständnisse machen. In Neubau musste man beinahe überlegen, ob man sonntags nicht doch einen Gottesdienst besuchen sollte.

Aber auch die Kultur suchte ihr Zuhause in dem einstmals verlotterten Bezirk. Alle paar Wochen eröffnete eine neue Galerie mit sehr ausgedehntem Kunstbegriff, Maler, Grafikerinnen, Musiker, Architektinnen, Konzeptkünstler, Tänzerinnen, Schauspieler und Dichterinnen – alle zog es in den von der Mariahilfer und Lerchenfelder Straße umgrenzten Wienplanausschnitt. Sie tranken viel, sie kiffen gern, sie koksten brav, sie versuchten, so promisk wie nur möglich zu leben, um ihren Eltern oder Lehrern oder denen, die etwas aus ihren Leben machen wollten, eine Nase zu drehen. Ich fragte mich oft, wie ihre Welten aussahen, wenn sie nach Hause kamen, allein oder mit jemandem, den sie am nächsten Tag schon nicht mehr sehen konnten. Ich fragte mich, wohin all die lokale Prominenz strömte, wenn sie morgens mit dröhnendem Kopf erwachte und ihrem Traum von internationalem Ruhm noch immer so fern war. Wer würde da nicht gern gestreichelt werden?

Es gibt ein Bild von Parmigianino, das *Selbstbildnis im Konkavspiegel* heißt. Darauf hat sich der Künstler ein Denkmal gesetzt, wie er, die Lider halb über den Augen hängend, das Gesicht leicht abgewandt, den Betrachter vergebend anblickt. Das dünne, leicht gewellte rötlich-braune Haar ist in der Mitte gescheitelt, verdeckt die Ohren und fällt bis zu den Wangenknochen. Die Nase ist kerzengerade, die schmalen Lippen ruhen aufeinander, da ist etwas Melancholisches, etwas Überzeugtes, etwas Wissendes. Der Raum im Hintergrund ist merkwürdig verzogen, links oben fällt Licht durch ein Fenster, das wie eine Dachluke aussieht. Das Rundherum ist kahl, der junge Künstler trägt einen Pelzmantel, die weißen Ärmelenden aufgebauscht. Im Vordergrund des Bildes, im Brennpunkt, ist die rechte Hand Parmigianinos, die vor ihm auf einem Tisch zu ruhen scheint, weiß, entspannt, elegant, vom Spiegel vergrößert und in die Länge gezogen; am kleinen Finger steckt ein schmaler Ring. Eine noble, sehr blasse Hand. Das ist das Werkzeug des Künstlers. Seht, damit werde ich meine Meisterwerke malen! Seht, damit werde ich meine Meisterwerke gemalt haben! Leben im Futurum Exactum.

Parmigianino war von einem Barbierspiegel und den seltsamen Effekten, die er hervorrief, *wie die Balken der Decken sich krümmen, Türen und alle Gebäude ganz seltsam sich verkürzen*, wie Vasari schreibt, so beeindruckt, dass er sich die Technik aneignete. Mit einundzwanzig Jahren schenkte er Clemens VII. das Bild als Visitenkarte. Der Papst war begeistert, vermachte es aber bald einem Dichter, von dem es über den Prager an den Wiener Hof kam.

Jedes Mal, wenn ich im Kunsthistorischen Museum war, blieb ich lange vor dem Selbstbildnis stehen. Nicht nur, weil ich mit sechzehn, siebzehn ähnlich ausgesehen hatte, das helle Gesicht an den Wangen und auf der Nase leicht gerötet, als sei etwas peinlich, was noch nicht ansatzweise verstanden wird; nicht nur, weil meine halblangen Haare

damals die gleiche Konsistenz, die gleiche Welle (Dachrinne) und eine sehr ähnliche Farbe gehabt hatten; nicht nur, weil ich mich ähnlich spöttisch, abgewandt und skeptisch in Erinnerung hatte; und auch nicht nur, weil da kein Ansatz eines Bartes, kein unmissverständliches Zeichen war, ob aus dem jungen Mann nicht doch noch eine hübsche Frau werden könnte. Das Bild erzählt von einer Einsamkeit, einem dräuenden Vorwissen. Es hat etwas ungemein Zartes, das gleichzeitig äußerst entschlossen wirkt. Der so jung schon so grandios malte und seine Zeitgenossen entzückte, wollte später reich werden, Magier, Naturkünstler, Elementbezwinger, auf die andere Seite gelangen. Er versuchte sich in der Alchimie, an deren Folgen – eingeatmete Dämpfe, geschmolzene Metalle, geheime Versuche in abgedunkelten Räumen – er gestorben sein dürfte, mit siebenunddreißig Jahren, früh gealtert und dem Selbstbildnis nur noch sehr entfernt ähnlich.

So musste die Hand eines Streichlers aussehen! So musste sie gezeigt werden! Die Visitenkarte eines Berufsstreichlers musste für diesen jene Bände sprechen, in denen stand, wie gut, ja lebensgeisterweckend ihre Berührung tat. Seit der Rückkehr aus der Blauen Lagune hatte ich mich gefragt, ob ich mir schon vor der Eröffnung des Instituts eine Seite im potentiell weltweiten Netz einrichten lassen oder abwarten sollte, ob dem Angebot eine gewisse Nachfrage entspreche. Ich versuchte, ökonomisch zu denken. Vorher, was sonst! Die Interessierten wollten sich vorher über die Seriosität meines Unternehmens informieren, noch vor dem Anruf, einer E-Mail, einer Terminanfrage sehen können, was sie davon zu halten haben. Erleichterung natürlich, Entspannung, Kontakt zum ureigensten Selbst!

Helfen sollte mir ein Bekannter, der Fotograf war, ein witziger Mensch mit langen Haaren, der sich ständig über seinen Bauch mokierte, der nicht halb so groß war, wie er spottete. Er fotografierte Politiker, Wirtschaftskapitäne, Künstlerinnen, Sportlerinnen, versuchte bei Großereignis-

sen im richtigen, also für den Dargestellten falschen Moment abzdücken. Durch ihn verstand ich, warum ein Foto geschossen wurde. Ich rief ihn an, erzählte von meiner Idee, er lachte lange und immer wieder, bevor wir einen Termin vereinbarten.

In meinem Streichelzimmer setzte ich mich auf das Sofa und stützte die Rechte vor mir auf die Lehne. Ich trug einen leichten grauen Anzug und mein schönstes weißes Hemd. Zwei Tage vor dem Fototermin hatte ich mich rasiert, um eine sanfte, gleichzeitig von ersten Stoppeln übersäte Haut zu erwirken; außerdem waren mir die Haare gewaschen und geschnitten worden. Aus Erfahrung musste ich erstens darüber schlafen und sie zweitens zumindest einmal beim Duschen nass gemacht haben, um das gewünschte Ergebnis zu erzielen.

Peter Kornfeld, der seine E-Mails, Kurznachrichten und Fotos mit Kornfeld unterschrieb, hatte seinen hellbraunen Porsche in der Mondscheingasse gegenüber meinem zukünftigen Institut und knapp vor dem türkischen Änderungs-schneider geparkt. Als am Vorabend wunderbarerweise ein Parkplatz frei geworden war, der von keinem Rollstuhl bezeichnet war, hatte ich einen Nachbarn gebeten, sofort seinen Wagen aus der Garage zu holen und so lange den freien Platz zu besetzen, bis der rasende Kornfeld anrausche. Während er mich fotografierte, lief er immer wieder zum Fenster.

»Ist er nicht geil, Sebastian?«

»Bin ich nicht geil, Kornfeld?«

»Kann sein, aber schlag die Augen nicht so von unten auf, wir machen ja keine Partnerannonce.«

»Ich darf nicht ernst schauen, verstehst du, arrogant zu wirken wäre das Schlimmste, was sage ich, geschäftsschädigend!«

»Du hast doch Anna.«

»Ich hasse Anna nicht.«

»Schau normal, wie dein Maler, aber weniger traurig.«

Ein paar Stunden später saß ich mit Kornfeld an seinem Computer und sichtete die Fotos. Zwei Drittel waren sofort auszuschließen, weil ich bisweilen dümmlich, manchmal allzu anzüglich, meistens aber irgendwie teuflisch lachte. Wir tranken Kaffee und redeten Unsinn, als sein Mobiltelefon läutete.

»Scheiße! Ich werd gleich depressiv. Arschlöcher! Schick's mir durch, alle Preisträger, ja. Bitte, danke.«

Kornfeld vergrub das Gesicht in den Händen und seufzte, bevor er sehr laut lachte. Wieder hatte er nicht den Fotopreis der österreichischen Presseagentur gewonnen, obwohl man ihn in die engere Auswahl genommen und ihn unentwegt seiner guten Chancen versichert habe. Irgendein Nichtskönner sei bei irgendeiner Papstaudienz zufällig gut gestanden und habe zufällig genau in dem Moment geschossen, in dem ein Windstoß dem an einem Pult stehenden Stellvertreter Gottes auf Erden den roten Umhang ums Gesicht geweht habe, dass nur ein paar Büschel aufgewirbelter weißer Haare und ein schwarzer Brillenbügel an der Schläfe zu sehen seien. Kornfeld zeigte mir sein Bild, den Vorstand eines großen Konsortiums, einen gedrungenen Mann, den er vor einem Geweih an dessen Bürowand geschossen hatte, dass er wie ein Hirsch aussah. Mir gefiel das Foto, weil ich daran denken musste, wie ich im Sonnenspiegel der esoterischen Buchhandlung ausgesehen hatte. In diesem würde ich mich erst schießen lassen müssen, sollte ich mit einem vernünftigen Institut scheitern.

»Such dir eins aus und verschwind, ich muss mich beruhigen und dann wieder Geld verdienen. So eine Kacke!«

Was am nächsten Morgen in meinem Posteingang landete, gefiel mir außerordentlich. Es erstaunte mich, wie leicht der Effekt, den Parmigianino zwar nicht entdeckt, aber so kunstvoll für sich verwendet hatte, mit ein paar Knopfdrücken zu haben war. Der Hintergrund war dunkelweiß, wenn man so sagen kann, im Vordergrund war meine auf einer Lehne ruhende Hand zu sehen, gebräunt,

entspannt, elegant, vergrößert und in die Länge gezogen. Anstatt des Ringes konnte man auf dem Knöchel des kleinen Fingers eine ovale, glatte Narbe sehen; ein eher mittelmäßiger Hautarzt hatte mir als Bub, während er halb lustige Witze erzählt hatte, eine Warze weggebrannt. Ich blickte die Betrachterin entspannt, freundlich, etwas schelmisch und, wie ich hoffte, nur so anzüglich an, dass es geschäftsfördernd wirken könne. Den möglichen Eindruck auf mögliche Betrachter vernachlässigte ich.

Das war das Werkzeug des Streichlers. Seht, damit streichelt er seine Rücken, Gesichter und Hände! Seht, damit wird er seine Rücken, Gesichter und Hände gestreichelt haben! Curriculum vitae in futuro exacto. Ich hatte schöne Hände, lange, feine Glieder, zumindest hatte ich das von vielen Frauen zu hören bekommen; von Männern hatte ich eher zu hören bekommen, ich hätte zwei Linke – bloß den Menschen, der zwei Linke hatte, hatte mir keiner zeigen können. Frauen waren es gewesen, die meine Hand in ihre Hände genommen und im ernstesten Scherz meine Handflächen gelesen hatten. Ich hätte ein langes Leben vor mir, hatten sie erklärt und mir meine Lebenslinie gezeigt. Ich hatte nie widersprochen oder die Seriosität dieser Methode auch nur scherzhaft in Zweifel gezogen. Erstens wegen der Frauen, zweitens wegen mir – oder umgekehrt. Nur die Frau, deren Namen ich vor Anna nicht erwähnen durfte, hatte gestutzt.

»Du hast eine sehr lange Lebenslinie, Sebastian. Aber da, schau, ist sie unterbrochen.«

Mihail war Bulgare, der Bekannte eines Bekannten aus einem Lokal, in dem ich abends zu oft zu viel trank, wenn ich nicht bei Anna oder sie nicht bei mir war, weil es mich ohne Anna so sehr nach Gesellschaft verlangte, auch nach der einfältigsten. Seit der Rückkehr aus der Blauen Lagune war ich nur einmal zum Essen dort gewesen, um mit Mihail über meine Visitenkarte zu sprechen und demonstrativ

direkt gepressten Apfelsaft mit Leitungswasser zu trinken. Er hatte die Seite meines Bekannten entworfen, er hielt sie auf dem Laufenden, mir wollte er schnell und günstig zu meiner verhelfen. Er trank viel Bier, rauchte gierig und hatte seine Augen ununterbrochen auf den Bildschirm eines sehr kleinen Laptops gerichtet. »Multitasking«, sagte er und kicherte dabei in sich hinein. Ich warf meinem Bekannten einen fragenden Blick zu, er nickte grinsend.

Wählte man die Seite an, sah man das Bild mit der Hand, sonst nichts. Klickte man darauf, kam man auf die Hauptseite, auf die man auch kam, wenn man das Bild lange (stauend oder bewundernd) angesehen hatte, ohne etwas zu tun. Die schwarzweiße Hauptseite war einfach und elegant gehalten, im Hintergrund konnte man mein leicht verfremdetes Streichelzimmer erahnen. Es gab einen ersten Punkt, der die erste Regel, die Anna aufgestellt hatte, *Kein Sex, niemals*, das Streicheln und seine wissenschaftlich nachgewiesenen Vorteile vorstellte, einen zweiten Punkt mit Einheiten und Preisen, an einem dritten Punkt konnte man die Lage des Instituts auf einem Wienplanausschnitt sehen, und im vierten Punkt waren Telefonnummer, E-Mail-Adresse sowie mein Künstlername angegeben: Severin Horvath.

Wie schön man die positiven Effekte des Streichelns neurowissenschaftlich erklären konnte! Ein schwedisches Forscherteam hatte Erstaunliches herausgefunden und die ersten Befunde eines Wissenschaftlers aus den Vereinigten Staaten, der vor fünfzig Jahren Versuche an Ratten durchgeführt hatte, eindrucksvoll bestätigt. Am Ende meiner Ausführungen hatte ich den Streicheleintrag aus Wikipedia sowie zwei Zeitungsartikel über die schwedischen Entdeckungen verlinkt, wie man sagt. Ich lernte täglich dazu.

Es gibt bestimmte Nervenfasern der Haut, die sogenannten taktilen C-Fasern, deren Signale ausschließlich in einen Bereich des Gehirns geleitet werden, der von Wärme, optisch hervorgerufener romantischer Liebe (so verliebte ich mich mindestens dreimal täglich!) und vor allem sexueller

Erregung aktiviert wird. Die schwedischen Forscher hatten eine Dreiundfünfzigjährige untersucht, der von der Nase abwärts die für Hautempfindungen verantwortlichen Nervenfasern fehlten. Wenn man ihr mit einem sieben Zentimeter breiten Aquarellpinsel über Unterarme und Handrücken strich, konnte man zwar messen, dass sie weder Intensität noch Ort der Berührung empfinden konnte, wohl aber einen angenehmen Reiz in jenem Teil des Gehirns, der für all diese wunderbaren Phänomene empfänglich war. Zu diesem Zweck hatte man sie und vierundzwanzig sogenannte normale Individuen in einen Scanner geschoben, der die Signale und deren Intensität im Gehirn aufzeichnete – rot eingekreiste blaue Punkte in den Lappen, einmal vor und einmal nach der Streicheleinheit. Am Ende eines kurzen Artikels in *Nature Neuroscience*, den ich sehr genau lesen musste, um das für mich Bedeutsame herauszufiltern, und aus dem ich auch lernte, das Streicheln der von Natur aus haarlosen Hautteile stimuliere keine derart wunderbaren Regionen im Gehirn, erklärten die Autoren, sie hätten keine mit ihrer Untersuchung unvereinbaren finanziellen Interessen. Natürlich, sie kannten mich auch nicht! Ich überlegte, ihnen zu schreiben. Sie sollten in Gottes Namen weiterforschen, Gehirn um Gehirn scannen und noch mehr schlagkräftige Beweise für die überaus positiven Effekte des Streichelns menschlicher Tiere heranschaffen!

Versuche an Ratten, deren hormonelle Stresschemie jener der menschlichen Tiere gleicht, hatten ergeben, dass diejenigen Ratten, die vom Team täglich gestreichelt und Schrägstrich oder von ihren Müttern sorgsam geleckt worden waren, sich in Stresssituationen weitaus gelassener verhielten als Tiere, denen man keine Streicheleinheiten hatte ange-deihen lassen. Außerdem fanden sie, war die aufregende Situation vorbei, schneller in den (als angenehm angenommenen) Ausgangszustand zurück. *Die als Babys zärtlich umsorgten Ratten*, las ich in der Berliner Zeitung, *zeigten unter Stress sehr viel weniger Unruhe und Angst. Als man*

sie in eine enge Schachtel sperrte, ließen sie sich wenig Erregung anmerken. Und als man sie mitten auf eine große, freie Fläche platzierte, begannen sie munter, das Territorium zu erkunden. Verängstigte Tiere verkrochen sich in eine Ecke. Mich irritierte nur ein Satz: Nun liegen erstmals nachprüfbar Ergebnisse dafür vor, dass die frühen Streicheleinheiten die Funktion des Gehirns dauerhaft beeinflussen. Bislang hatte ich die Funktion meines Gehirns als äußerst erfreulich empfunden. Ich konnte mich nicht erinnern, als Kind übermäßig gestreichelt worden zu sein.

Ich hatte eine eigenartige Freude an der Tatsache, dass menschliche Tiere und Ratten auf Streicheln nicht nur ähnlich reagierten, sondern dass ihre Gehirne beinahe zum Verwechseln ähnlich strukturiert waren; ein paar hundert Jahre zuvor wäre man für die bloße Vermutung dieses Sachverhalts zum Tode verurteilt worden. Allerdings leiten die sogenannten taktilen C-Fasern die Streichelreize mit einer Geschwindigkeit von etwa einem Meter pro Sekunde ins Gehirn, was der Neurowissenschaft sehr langsam erscheint. Gut Ding braucht also nicht nur Weile, es ist zuallererst nachhaltig. Und das war wiederum das Wort, um das sich alle Bemühungen und Hoffnungen und Beschwörungen des zeitgenössischen Kapitalismus drehten. Ich würde mich mit ihm gegen ihn um Nachhaltigkeit bemühen.

Mihail brauchte viel länger als versprochen. Er war zum zweiten Mal Vater geworden, arbeitete viel und verdiente mit mir nicht gerade das, was die gelernten Österreicher eine goldene Nase nannten, wobei sie bei der Nase an eine bestimmte Gruppe von Menschen dachten. Üblicherweise unterhielten wir uns über Skype, aber plötzlich war er wie vom Äther verschluckt. Ich hätte ihn würgen wollen. Es kam ihm nicht einmal ungeheuerlich vor, mir im Nachhinein zu erklären, er, der mit seinen Computern nachgerade verwachsen war, habe einen Monat lang keinen Zugang zum Netz gehabt. Als die Seite fertig war, betrachtete ich

meine Handflächen. Ich war mir sicher, seinetwegen einen nicht unbeträchtlichen Teil meiner Lebenslinie eingebüßt zu haben.

Die kleine Wohnung in der Mondscheingasse hatte ich liebevoll eingerichtet, ja sanft, wie es einem Streichler von Berufs wegen geziemt. Im Vorzimmer hatte ich ein Plakat aufgehängt, auf das ich Verse August von Platens hatte drucken lassen. Ich musste mich nicht fürchten, irgendeiner der vielleicht mich aufsuchenden Männer könnte eine heimliche Selbstaussage bezüglich einer Homosexualität herauslesen. Lumpenbourgeoisie, wie gesagt, geschichtsvergessene. Vom Besitz mochte etwas geblieben sein, er mochte sich vervielfacht haben, nur die Bildung war dahin. Sollte dennoch ein Klient im Streit zwischen dem Juden Heine und dem Schwulen Platen Partei ergreifen, würde ich »Hal-leluja« rufen.

Mein Geist, bewegt von innerlichem Streite,
Empfand so sehr in diesem kurzen Leben,
Wie leicht es ist, die Heimat aufzugeben,
Allein wie schwer, zu finden eine zweite.

Abgesehen von ein paar Fotografien, die ich hatte ausarbeiten lassen (ein kleines Mädchen mit Strohhut am Strand des Toten Meeres, mobiltelefonierende Beduinen in der Felsenstadt Petra, ein in der Pariser Metro erschöpft schlafender Freund, das Minarett der Damaszener Omayyadenmoschee, von dem dereinst Jesus steigen wird, um den Antichrist zu besiegen, ein roter Rettungsring auf einem Steg über dem Plattensee, der Blick aus Annas Schlafzimmer), waren die Wände nackt. Im Vorzimmer hatte ich einen Kleiderständer aufgestellt, das Kabinett hatte ich zum Warteraum umgestaltet – zwei Lehnstühle, ein Sofa, ein niedriges Tischchen, ein Regal mit Büchern an der Wand, Körbe mit Zeitschriften und Kunstkatalogen auf dem Boden. Ich rechnete damit, die meiste Zeit selbst in diesem Raum zu sitzen,

und zwar wartend. Das Streichelzimmer war beinahe leer. Neben das Fenster stellte ich meine Stereoanlage, zwei Boxen standen in entgegengesetzten Ecken, an die Wand war ein dunkelgrünes Sofa gerückt, das mir ein Freund geschenkt hatte, der nach Neapel gezogen war. Für die Wände wollte ich mir noch etwas einfallen lassen, als ich vor einem Café an der Burggasse die erste Anzeige formulierte.

Fehlen Ihnen Nähe, Zärtlichkeit, sanfte Berührung? Severin streichelt in der Mondscheingasse. Einheiten im Fünfundvierzigminutentakt. Keine Berührungen unter der Gürtellinie. Streichelinstitut Caress_caress. www.streichelinstitut.com, severin@streichelinstitut.com, Telefonnummer.

Ich sandte die Kleinanzeige der linksliberalen Wiener Stadtzeitung, die ich zweimal jährlich äußerst befremdet durchblätterte. Ich konnte ihre Leser an deren Taschen erkennen, und ich wusste, was sie lasen, um sich mit ihren Meinungen immer auf der richtigen Seite wiederfinden zu können. Aus Abneigung wurde Zielgruppe. Anna meinte, ich formulierte eine neue Sozialfaschismusthese.

Auch Anna war nicht immer gerecht.

Wir kannten einander noch nicht lange, als wir nach Tunesien flogen. Meist gingen wir ins Theater, ins Kino, aßen zu Abend und schliefen miteinander. Ich war einverstanden mit diesem unausgesprochenen Arrangement, mehr als einverstanden, so sehr erhob es mich, mit dieser Frau sein zu dürfen. Ich lächelte über die eifersüchtigen Blicke der gutaussehenden Männer und gefiel mir in den abschätzigen von Annas intellektuellen Bekannten, wenn ich von Fußball, Schlägereien und Straßengeschichten sprach und schönen Frauen mit schmachtendem Gesichtsausdruck hinterher sah. Was sie von einer Woche am Meer halte, vom Feilschen auf Basaren, vom Sitzen in überfüllten Bussen und klappriegen Zügen? Ich wollte einmal, bloß einmal, selbst wenn es im Desaster enden sollte, ausschließlich mit ihr sein. Wir könnten viel Spaß haben, antwortete Anna und lachte dabei,

dass ich nicht wusste, ob ich mitlachen sollte. Nachdem wir zum ersten Mal miteinander geschlafen hatten und umschlungen nebeneinander im Bett gelegen waren, hatte ich gesagt, wir könnten viel Spaß miteinander haben – seit jeher vertraute ich eher meinem Körper als meinem Geist. Anna hatte gelacht und mir Monate später verraten, wie abgeschmackt sie das empfunden habe. Wir saßen auf dem Franziskanerplatz, die Sonne schien Anna schräg ins Gesicht, ich hielt mich für den glücklichsten Menschen der Welt.

Ich war der glücklichste Mensch der Welt, als wir unsere Koffer in einem kleinen Zimmer einer weitläufigen Ferienanlage mit zweistöckigen Bungalows abstellten und an den Strand gingen. Es war Mitte Mai, Wolken verdeckten die Sonne, trotzdem war es warm. Anna nahm meine Hand, das hatte sie noch nie getan, wir stapften wortlos und müde durch den Sand. Ich erinnerte mich an meine erste Freundin, als ich zwölf war und wir Hand in Hand aus der Stadt zum Moor spaziert waren. Mit jemandem gehen, hatte es geheißen, damals, in diesem anderen Leben, als Computer noch mit Disketten und Kassetten gefüttert wurden. Sebastian, hieß es, geht mit Nadja, und das war das Schönste, was gesagt werden konnte. Nadja, dieses Mädchen mit den großen braunen Augen, das einen so starken eigenen Kopf hatte, dass es wehtun konnte – und immer wieder wehtat. Ich träumte noch immer von ihr, in unregelmäßig regelmäßigen Abständen tauchte sie mit einer Wucht in mir auf, dass ich nach dem Aufwachen ganz benommen war. Einmal, als ich Anna gerade in einem Foucaultseminar zu bewundern begann, in dem sie als Tutorin tätig war, wachte ich an meinem Geburtstag auf, trank mit Kristina einen Kaffee und verließ meine Wohnung, um mich in einen Park zu setzen. Ich sei melancholisch an Geburtstagen, hatte ich erklärt, und bräuchte ein paar Stunden für mich. Erst als ich mit ein paar Shrimpsbrötchen im Volksgarten saß und auf mir namentlich unbekannte Blumen blickte, konnte ich über den Geburtstagstraum nachdenken.

Ich war in einem Taxi gesessen, das vor dem Flughafen hielt, wo mich Nadja begrüßte, die auch älter geworden war, noch schöner, noch profiliert, aber noch immer die Nadja, die ich auch damals nicht gekannt hatte. Wir küssten und umarmten einander, als wäre es ein Wunder, einander wieder getroffen zu haben, verwundet, aber lebendig. Wir weinten vor Glück, vor Freude, vor Trauer über die verstrichene Zeit, und gingen dann ganz selbstverständlich zu einem Schalter. Da war eine Vorstellung von Erlösung, da schwang ein Wiedergutwerden mit, dass ich mir im Volksgarten, die Sonne schien, auf einer Bank neben mir rauchten zwei Bauarbeiter einen Joint, die Tränen aus den Augen wischen musste. Da war diese Erleichterung gewesen, den richtigen, den passenden Menschen, von dem ich immer gewusst hatte, dass es ihn gab, wiedertreffen zu haben. Als wäre es ein Wunder, ohne ihn überhaupt gelebt haben zu können. Als wären all die Jahre Vorbereitung, Durchhalten, gute Miene zum bösen Spiel gewesen. Als gäbe es einen Zeitpunkt, einen Moment, an dem man wüsste, man träfe einander, ohne Anruf, ohne E-Mail, eine geheime Verabredung.

Und jetzt ging ich mit Anna, die meine Hand hielt, bisweilen kam uns ein Mensch entgegen, aber ansonsten war der Strand leer, waren die Zigarettenverkäufer und Kitschhändler ebenso wie die Kamelführer zu Hause geblieben oder anderswo, im Suk von Sousse oder Monastir, in Hammamet oder Kairouan.

Haben die Frauen, die wir umwerben, nicht Schwestern, die sie nicht mehr gekannt haben?, hatte Walter Benjamin kurz vor seinem Tod an der spanischen Grenze geschrieben, die einen Tag, nachdem er das Zyankali geschluckt hatte, wieder geöffnet worden war. Den Satz hatte ich in mein inneres Stammbuch geschrieben. Einen zweiten hatte ich der Werbung entliehen: *Ich komme aus dem Land der Sonne*.

»Ich bin ein Einzelkind.«

»Kann man den Satz umdrehen? Männer? Brüder?«

»Dann heißt dein Bruder Martin.«

»Du hast es mit den Heiligen.«

Anna blieb stehen, neben uns versperrte eine kleine Betonhütte die Sicht, vor der Tretboote übereinander gestapelt waren. Sie drehte sich zu mir und sah mich an. Ich kam mir wie ein vorlauter Schüler vor, über dessen Schicksal in diesem Moment abgestimmt werde.

»Ich liebe *dich*.«

Ich sagte nicht: »Ich weiß.« Ich sagte nicht: »Ich auch.« Ich war zu glücklich, um überhaupt etwas sagen zu können. *Diese Frau liebte mich*, zumindest jetzt, in diesem Moment. Das war Weihnachten, Ostern, Geburtstag, Silvester und Rapids Meisterschaftsgewinn in einem. Ich sah Anna an und nickte, bevor ich sie küsste. Dann gingen wir weiter, Hand in Hand, schweigend, in dieser schweigenden Verbindung, die mir Einverständnis bedeutete. Ich konnte nicht anders, das war mein Umgang mit den Augenblicken meines Lebens, die bei mir bleiben würden. Nietzsche fiel mir ein, das große Ja, *amor fati*, an einem Punkt. Und alles, was zu diesem Punkt geführt habe, sei notwendig gewesen. Ich war einverstanden, mit mir, neben, mit Anna. Es war so, wie es war. Es war zwar nicht gut so, allein auch das war gut: Es war so. Amen. Überschrift: Der schönste Tag meines Lebens. Erster Satz: Ich wusste nicht, wie mir geschah.

Zum Abendessen tranken wir eine Flasche Rotwein, dann saßen wir noch kurz mit einer Wasserpfeife im sogenannten maurischen Café, bevor wir aufs Zimmer verschwanden. Ich ließ mich aufs Bett fallen, müde und aufgekratzt, Anna kam in einem knielangen schwarzen Rock und einem durchbrochenen schwarzen BH aus dem Badezimmer.

»Macht man das hier so?«

Sie begann zu tanzen, schnelle, kreisförmige Bewegungen, dann drehte sie mir ihren Hintern zu und schüttelte

ihn, dass ich mich fragte, wie sie so schnell und taktvoll trippeln konnte.

»Zum Glück sehen dich deine Studentinnen im Genderseminar nicht.«

Anna streifte langsam, viel zu langsam, die Träger über ihre Schultern, sie lächelte und spitzte den Mund, während sie sich an die Brüste fasste, nach vorn beugte, die Körbchen des Halters aneinander presste und die Lippen schürzte. Ich wollte aufstehen, aber ein kurzes Aufrichten ihres Zeigefingers genügte, um mich wieder nach hinten sinken zu lassen.

»Zeig mir den Wegweiser, der in die Richtung geht, die er weist!«

Ich hatte genug Wein getrunken, um noch reizbarer zu sein. Ich konnte nicht liegen bleiben, ich wollte Anna berühren, aber es ging nicht. Ich hatte schon dutzende Male mit ihr geschlafen und wollte sie nach jedem Mal nur noch mehr – *das* hatte ich noch nie erlebt.

»Du willst mich süchtig machen.«

Sie zog den Rock über die Taille, ich sagte mir »Halleluja«, sie zog ihn wieder zurück, und wieder über die Hüfte, und wieder zurück.

»Wie du dich so zum Objekt des männlichen Blicks machen kannst.«

Anna legte ihren Zeigefinger über den Mund, zog ihren Rock langsam aus, dann stand sie in einem knappen schwarzen Höschen und ihrem BH vor mir. Ich weiß nicht, was in diesen Augenblicken geschah, die Balkontür war offen, das Wasser im Swimmingpool spiegelglatt, Zikaden zirpten. Ich sagte mir: »Ich will nur sie.« Ich kannte den Satz nicht. Ich kannte den Gedanken, als einziger mit einer Frau sein zu wollen, aber gleichzeitig hatte ich keiner Verlockung nicht nachgeben, keine begehrten Frau nicht ins Bett (oder wohin auch immer) zu bringen versuchen können. Aber als mir Anna ihren Hintern zudrehte, ihren Oberkörper nach vorn beugte, als ich nun doch laut »Halleluja!«

rief, spürte ich, dass alles, was ich bis dahin über Beziehungen und Sex gedacht hatte, falsch war – Sandkastenspiel, Ideologie um der Ideologie, Nonkonformismus um des Nonkonformismus willen. Ich wollte diesen Arsch und diese Muschi und diese Brüste, ich wollte diesen Körper und diesen Kopf für mich, und zwar nur für mich. Und ich würde umgekehrt keinen anderen Arsch, keine andere Muschi, keine anderen Brüste, keinen anderen Körper und keinen anderen Kopf wollen. Es war keine Entscheidung, die ich traf. Es war eine Entscheidung, die mich traf. Ich lag auf dem Bett, Anna tanzte wieder, sie drehte sich zu mir, ging in die Knie, leckte sich lachend die Lippen, als mir Mirjam und Katharina und Romana und all die anderen Frauen einfielen, mit denen ich nach Kristina und vor Anna – ja was?

Ich kam mir schäbig vor. Und nicht, weil ich sie in meinem Bett heulen, auf der Couch schreien, am Telefon schluchzen oder ihre Wut in E-Mails tippen sah, wie unzuverlässig ich sei, wie rücksichtslos, hinter jedem Rock her, und wenn es kein Rock sei, könnten es zur Abwechslung auch einmal Jeans sein. Ich kam mir nicht schäbig vor, weil sie mich dann, wenn ich mich zu erklären versuchte, einen in Wirklichkeit noch viel schlimmeren, weil aufgeklärten Macho nannten, einen Sexisten, oder, wenn sie dieses Wort nicht kannten, einen blöden Egoisten. Ich schämte mich vor mir, und also vor Anna, mich überhaupt mit ihnen abgegeben zu haben.

Ich hätte vor Freude weinen können, als Anna ihren Slip abstreifte und langsam auf mich zukam, aber ich spürte mit einem Mal auch die Verzweiflung in diesen Geschichten, den verbissenen Wunsch, zumindest körperlich jemandem nahe zu sein. Als mich Anna sanft und bestimmt aufs Bett drückte, sah ich, wie ich Mirjam und Katharina und Romana und all den anderen, deretwegen ich jedes Mal mein Bett frisch hatte überziehen müssen, wenn sie auf dem Weg zu mir gewesen waren und sich vielleicht als meine Freun-

dinnen gefühlt hatten, nicht einmal ein klein wenig von mir preisgegeben hatte. Ich hätte weinen können, aber ich konnte nicht.

Später, wenn wir miteinander schliefen, flüsterten wir einander gern »Kannst du dich erinnern?« ins Ohr, »an den Stuhl vorm Bett, wie du mir deine Brüste vors Gesicht hieltest? Der Balkon, weißt du noch, wie still es war, wie still wir auf einmal waren, ich an der Brüstung, du hinter mir, bis der Muezzin zum Gebet zu rufen begann? Und wie ein zweiter einsetzte, und ein dritter, und wie sie wetteiferten, beten sei besser als schlafen? Und wie wir auch nicht schliefen und etwas Gebetsähnliches taten? Weißt du noch? Das Weitweg, das uns so faszinierte? Und meine Hand über deinem Mund, im Freien, gute Luft, wenig Menschen? Und wie du wolltest, dass ich in dir einschlief?«

Es war bereits hell, die Muezzins schwiegen wieder, die Gläubigen hatten zum Gott, der groß ist, zum Gott, außer dem es keinen Gott gibt, gebetet, die ersten Sonnenhungrigen hatten ihre Liegen am Pool mit Handtüchern markiert, als wir still wurden. Anna lag neben mir, sie seufzte leise. Sie lag auf dem Bauch, leicht seitlich, den Kopf mir ab- und dem offenen Balkon zugewandt, das rechte Bein angewinkelt. Ich ließ meine Hand über ihren Rücken fahren, ganz sanft, beinahe unmerklich. Dann strich ich ihre Seite entlang, fuhr ihren Hintern mit den Fingerkuppen nach, die Innenschenkel entlang, bis ich wieder an der Schulter war, meine Finger ihren Nacken entlang strichen. Ich war nicht mehr ich. Ich war nicht mehr nur ich. Ich spürte, was ihr gefiel, ein leises Seufzen, eine tiefere Atmung, die mich länger dort als da, eher so als so verweilen ließ. Meine Hand, meine Finger, ihre Kuppen und Nägel waren die Seismographen, die Annas Wohlgefühl verzeichneten und sich nach ihm zu richteten versuchten. Ich konnte fühlen, wie gut ihr das tat, ohne Worte, bald schon ohne Seufzer, nur Stöße aus der Nase, hin und wieder, luftgefüllte Lun-

gen, die den Rücken wölbten. Auf einmal, ich weiß nicht, wie viel Zeit vergangen war, das Frühstücksbuffet hatte schon geschlossen, atmete Anna gleichmäßig und leise. Ich dachte, sie schlafe, und ließ meine Hand auf ihrem Rücken ruhen.

»Das machst du aber gut.«

»Irgendwas muss ich ja können.«

»Dass du so sanft sein kannst.«

»Gell?«

»Das hast du schon oft gemacht, nicht?«

»Nicht.«

»Du könntest reich werden damit, Sebastian, sehr reich.«

»Ich hatte nie etwas anderes vor, als sehr, sehr reich zu werden. Aber ich habe kein Talent dazu. *Du* musst reich werden, Schätzchen, verstehst du? So reich, dass du mich anstellen kannst, mit Sozial- und Krankenversicherung, ein lebenslanges Stipendium sozusagen, ein Wohlfühlbeamter ganz für dich allein. Du kannst unterrichten, Vorträge halten, Seminare leiten, bahnbrechende Studien veröffentlichen, an die Sorbonne gehen oder nach Paramaribo, mich darfst du immer mitnehmen. Ich brauche nicht viel zum Leben. Guten Wein, schöne Kleider, ein angemessenes Taschengeld, lustige Bücher und Filme, und wenn du dich aufs Bett legst, streichle ich dich.«

»Eine Königin?«

»Göttin!«

»Aber dann sehen alle, wie gut es mir geht, dann wollen sie wissen, warum es mir so gut geht, und dann sehen sie diesen Mann im Hintergrund. Nur das, was sie glauben, ist viel zu banal für feine Menschen wie –«

»Bitte?!«

»Allein der Sex kann es nicht sein, das geht nicht, du weißt ja nicht, wie gut es mir gehen kann, wenn es mir gut geht. So gut, dass es noch etwas anderes sein muss, ein Mysterium, ein Geheimnis, etwas Unsagbares, etwas sagenhaft Unsagbares.«

»Und ich armer Proletarier werde verliehen, weil ich so teuer bin, dass es selbst dir Löcher ins Konto frisst, und muss alle deine hübschen Freundinnen und Kolleginnen, die nackt vor mir auf dem Bett liegen, streicheln. Das bringe ich nicht übers Herz, Anna, so bin ich nicht. Ich bin ein monogamer monomaner Monotheist.«

»Ich werde dich anstellen. Du wirst mein persönliches Streichelinstitut leiten.«

Und damit war das Wort in der Welt. Damit war eine Idee zwischen uns, die wir in den folgenden Monaten ausfeilen, überholen, ausschmücken, ins Groteske steigern sollten. Einmal war Anna die Besitzerin des Instituts, das einen Angestellten hatte, nämlich mich, und damit auch meine Besitzerin. Sie kam bisweilen vorbei, um mit strenger Miene und in die Hüften gestemmt Armen nach dem Rechten zu sehen, sie stand vor der Tür, öffnete sie einen Spaltbreit und sah mir beim Streicheln zu. Ein anderes Mal war sie meine Sklavin, die zu Hause in Reizwäsche auf mich wartete und an ihrem Laptop über die im Streichelzimmer angebrachte Webcam über alles im Bilde war. Dann wieder war sie meine Partnerin, die im Nebenzimmer Herren streichelte, junge Studenten mit traurigen Blicken und geile alte Böcke, die nicht glauben konnten, mit ihrem Geld nicht mehr als eine Streicheleinheit zu bekommen. Dann war Anna wiederum meine Assistentin, die zusah, wie ich die Damen und jungen Frauen streichelte, mir dabei zur Hand gehen durfte und von mir lernen sollte.

Unsere Phantasien kreisten stets um Klientinnen; die Handvoll Männer, die Anna im Nebenzimmer streichelte, hatten keine fünf Minuten Auftrittszeit in unserem Kopftheater. Es waren immer schöne Frauen, die wir uns vorstellten, elegante Damen, die mit Ende Vierzig noch äußerst reizend waren, junge Frauen, die mit ihren Körpern nicht so recht umzugehen wussten und insgesamt etwas schüchtern waren, Halbgöttinnen, die aus keinem nachvollzieh-

baren Grund verlassen worden waren, Schauspielerinnen, die keinem Mann mehr trauten und es sich lieber dort gutgehen ließen, wo die Rollen eindeutig waren.

Und immer sah Anna dabei zu. Der Gedanke des Zuschehens erregte sie ungemein, und es kam nicht nur einmal vor, dass sie mir mit weit aufgerissenen Augen und gepressten Worten eine Schauspielerin oder eine elegante Dame ins Kopftheater setzte, während wir miteinander schliefen. Die Blaue Lagune und das erste Gebot waren noch zwei Sommer entfernt, als die Frauen, die Anna und ich ins Institut kommen ließen, mich erfolgreich zu mehr als bloßem Streicheln bewegten. Anna wurde umso wilder und erregter, je genauer sie sich mit mir vorstellte, wie ich eine Klientin zum Höhepunkt brächte. Und mich erregte nichts mehr als Annas Erregung.

Es war am Strand, als Anna zum ersten Mal auch mitmachen wollte. Wir lagen unter einem Strohschirm am tunesischen Meer, für den wir ebenso wenig wie für die Sonnenliegen bezahlen mussten. Mohamed, ein kleiner stämmiger Mann, überwachte die Ausgabe und das Aufstellen der Liegen, er kassierte die Gebühren und verdiente ein wenig dabei. Ich hatte mich am ersten Strandtag ausführlich mit ihm unterhalten, vielleicht war es deswegen, vielleicht weil er Anna so anhimmelte, dass er uns Liegen und Schirm einfach so überließ. Ich setzte mich gern zu ihm in den Schatten, er trug ein weißes T-Shirt, auf dem *Kreml Bar* stand, und hielt stundenlang den Kopf mit geschlossenen Augen in die Luft. Er komme nächsten Monat in den *cage d'ôr*, sagte er, werde also heiraten. Am liebsten gehe er in den Wald, um ein Schaf zu grillen; er versprach, mich einmal mitzunehmen. Ich erzählte ihm von mir, wir tranken Cola oder saßen schweigend nebeneinander. Bei der Abreise fragte er verschämt, ob er meine Badehose haben dürfe. Ich gab sie ihm mit einem seltsamen Gefühl.

Es waren wenige Menschen am Strand, ein paar Meter

weiter wehte ein riesiger Che auf einem Banner, ein Kamelführer hielt vor den beiden jungen Inderinnen, die Engländerinnen waren. Sie waren am selben Tag wie wir angekommen. Sie sahen atemberaubend aus, wir hielten sie für verwöhnte reiche Gören, was wir an der Art und Weise, wie sie sich bewegten und mit dem Personal umgingen, wie sie die anderen Gäste, uns eingeschlossen, missachteten, zu sehen glaubten. Sie scherzten mit dem Tunesier, der das Kamel wenige Meter vor dem Meer an einer Leine durch den Sand führte; der Sattel und die Überwürfe des Tiers waren mit ähnlich glitzernden Pailletten versehen wie die dünnen Strandkleider der Inderinnen, die Engländerinnen waren. Eine stieg lachend auf den Rücken eines Kamels, rutschte nach vorn und hielt sich an seinem Hals fest. Ihre Freundin oder Schwester lachte neben dem Tunesier und hörte gar nicht mehr zu filmen auf. Ich hatte mein Buch beiseite gelegt und mir eine Zigarette angezündet, Anna hatte sich aufgesetzt und nestelte an ihrer Kamera herum.

»Gute Klientinnen?«

»Ausgezeichnete.«

»Da würde ich auch gern mitmischen.«

»Beim Streicheln?«

»Danach.«

»Und woran genau denkst du da?«

»Wir würden mit ihr spielen.«

»Mit einer nur?«

»Sei nicht maßlos, Sebastian.«

»Ich muss mich auf den Bauch legen, Anna.«

Auch in der Blauen Lagune hatte ich mich auf den Bauch legen müssen, als ich drei Sommer später neben Anna lag und sie streichelte. Die Blaue Lagune war nicht nur ein Film, den ich mit elf immer wieder angesehen hatte, ein erotisches Versprechen, ein ahnungsvolles Erwachen, die Unterwasseraufnahme eines Paares, das sich nackt und schwimmend im Meer näher kommt, bis vor der nächsten

Nähe ausgeblendet wird. Die Blaue Lagune war der Ort, an dem ich eine Lebensentscheidung traf, ein für unseren Geschmack zu gepflegter Strand in einer türkischen Bucht, in Öludeniz, wo Anna und ich vermutet hatten, er sei für Österreicher und Deutsche angelegt, aus irgendeinem Grund aber auf einmal von Engländern okkupiert worden.

Über uns kreisten Menschen unter Flügeln, gelbe, rote, blaue Pünktchen, sie waren von den Bergen im Hintergrund abgesprungen, allein oder zu zweit; Ikarus' Fehler sei gewesen, meinte Anna, die Flügel um alles in der Welt auf dem Körper befestigen zu wollen. Vor uns lag das Meer, türkis und glatt, Engländer (medium rare) paddelten Kanus durchs Wasser, und Anna kam wieder auf meinen vermeintlich wunden Punkt zurück, auf einen der wundesten meiner wunden Punkte. Wenn ich schon nicht meine Dissertation schriebe, gebe es zwei andere Möglichkeiten: Entweder wir zögen zusammen, oder ich suchte mir eine Arbeit. Als ich eine der drei Möglichkeiten zu verfolgen versprach, einen Schluck Bier trank, mir eine Zigarette anzündete, nach meinem Buch griff und mich auf den Rücken legte, sagte sie noch, es gebe sehr wohl eine vierte Möglichkeit, die sie nicht wolle – und ich wohl ebenso wenig. Ich begriff, ich würde mich entscheiden müssen, um Anna nicht zu verlieren. Ich musste ein neues Leben beginnen. (Was war so falsch am alten?)

Ich tastete mit meiner Rechten nach ihr und begann ihren Rücken zu streicheln, langsam, das Rückgrat von unten entlang nach oben, zu den Schultern, in die Nackenmulden, von dort die Seite hinunter, langsam, sachte, dann mit Nachdruck, bis ich die Hand umdrehte, mit abgewinkelten Fingern die Nägel über ihre Haut streifen ließ, mich immer näher an ihre rechte Brust herantastete, mich wieder in konzentrischen Kreisen entfernte, ehe ich doch die Außenseite ihrer Brust entlang strich, wie zufällig, sehr unabsichtlich. »Aber *das* ginge nicht«, sagte sie, »das wäre Teil der ersten Regel.« Anna setzte sich auf, sie war wunderschön.

Sie schlug mir mit der flachen Hand auf die linke Pobacke.
»Die erste Regel wäre: Kein Sex, niemals.«

In der Blauen Lagune hatten wir einen glücklichen Menschen kennengelernt. Ich war mit Anna ins Meer gegangen, ich hatte schrille Kehllaute ausgestoßen, wie ich sie von ägyptischen Hafenarbeitern in einem Hinterhofcafé in Aqaba gehört hatte, nachdem Ägypten ein Fußballspiel gegen Libyen umgedreht hatte. Der glückliche Mensch, von dem wir noch nicht wussten, dass er ein glücklicher Mensch war, hatte eine Minute später, nicht weit von mir, laut zu lachen begonnen, wie jemand, der das Lachen aus Takt lieber für sich behalten hätte. »Are you a bird?«, fragte er. »Yes«, antwortete ich, »a rare and very exquisite bird.« Er war aus Istanbul, Ende Fünfzig, seit kurzem Rentner, ein offenes, freundliches Gesicht mit hellblauen Augen. Ob ich mit einem Paraglider geflogen sei? Er würde das gern ausprobieren, aber er habe soviel gearbeitet, dass er jetzt im Ruhestand nicht das Pech haben wolle, zu früh zu sterben. Das leuchtete mir ein.

Ein paar Tage später saß ich auf dem Rand einer Sonnenliege neben dem glücklichen Menschen, seine Frau lag im Schatten und telefonierte mit der Zwillinge erwartenden Tochter in Istanbul, wir kauten getrocknete Sonnenblumenkerne. Er war *doorman* im Kempinski in Istanbul gewesen, ein alter Palast, das erste, teuerste, prunkvollste Hotel der Stadt. Er hatte sie alle kennengelernt, die Mächtigen, Reichen und Schönen, die großen Männer und Frauen, denen der Mensch auf der Straße nicht näher komme. Robert de Niro nannte er als ersten, George W. Bush als zweiten, Ali Rafsandjani als dritten. Er sei nicht nur in ihrer Nähe gewesen, habe ihnen nicht nur Türen aufgehalten und alle Wünsche von den Augen abzulesen versucht, er habe vieles mitbekommen. Eine berühmte Dame habe ihm einmal geraten, ein Buch über seine Beobachtungen zu schreiben – das würde groß rauskommen. Aber dann wäre er noch am Tag der Veröffentlichung ermordet worden! Nach der



Clemens Berger

Das Streichelinstitut

Roman

Taschenbuch, Broschur, 368 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74849-5

btb

Erscheinungstermin: Februar 2015

Sebastian ist ein sensationeller Streichler, beruhigend und aufregend zugleich – findet seine Freundin. Trotzdem war es nur eine Urlaubsalberei, als sie ihm vorschlug, das zu professionalisieren. Natürlich niemals unterhalb der Gürtellinie! Aber in dieser kalten Welt scheint es tatsächlich eine kommerziell verwertbare Sehnsucht nach Zärtlichkeiten zu geben. Sebastians Streichelinstitut hat ungeahnten Erfolg.